

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 7

Artikel: Kultur und Zivilisation
Autor: Moser, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur und Zivilisation.

Von Eugen Moser, Zürich.

I.

Wenn man über Kultur und Zivilisation redet, kann der Tieferblickende die Beobachtung machen, daß beide Begriffe regelmäßig miteinander verwechselt werden. Und zwar trifft man diese Vermengung nicht nur bei Laien, sondern sogar bei Denkern von Ruf. Es ist doch wohl erstaunlich, wenn wir in „Kultur und Ethik“ unseres Landsmannes A. Schweizer lesen: „Die Versuche, zwischen Kultur und Zivilisation zu unterscheiden, laufen darauf hinaus, dem Begriff der nichtethischen Kultur neben dem der ethischen Geltung zu verschaffen. Zivilisation bedeutet daselbe wie Kultur: nämlich Entwicklung der Menschen zu höherer Organisation und Gesittung.“ Auch aus F. Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“ kann man nicht mehr herausholen, wenn da steht: „Man hat sich bemüht, Kultur und Zivilisation in einen Gegensatz zu bringen: Zivilisation soll die äußere Kultur, Kultur die innere Zivilisation bedeuten. Der Sprachgebrauch stimmt nun nicht mit dieser Unterscheidung überein.“

Wenn Fachmänner uns in Lebensfragen im Stiche lassen, tut man gut, sich an die großen Künstler zu halten, weil diese in ihrem gesteigerten Gefühle mit dem Mysterium des Lebens in innigerer Berührung stehen als der bloße, beziehungslose Denker. Da sehen wir denn auch, daß diese stets die beiden Begriffe scharf auseinander hielten. Den Begriff der Kultur haben erst unsere Klassiker geprägt; in primitiver Form begegnet man ihm allerdings schon in der schönen Abhandlung des Popularphilosophen Moses Mendelssohn: „Über die Frage: was ist Aufklärung“. Erst ein halbes Jahrhundert später war aber das Problem abgeklärt. Bei W. v. Humboldt lesen wir: „Die Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren Gebräuchen und Einrichtungen und der darauf Bezug habenden Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes noch Wissenschaft und Kunst hinzu.“ Der letzte Große, der sein Leben lang um das höchste verlorene Gut der Menschheit gerungen, war Nietzsche, dessen Sehersauge auf den Grund des Problems drang: „Zivilisation will etwas Anderes, als Kultur, vielleicht etwas Umgekehrtes. Die Höhepunkte der Kultur und Zivilisation liegen auseinander: man soll sich über den abgründlichen Antagonismus der beiden nicht irreführen lassen.“ Der bedeutendste der modernen Kulturphilosophen, Oswald Spengler, ist wirklich nicht in die Irre gegangen. Bei ihm steht zu lesen: „Kultur und Zivilisation: das ist der Leib eines Seelentums und seine Mumie. Der Kulturmensch lebt nach innen, der zivilisierte nach außen, unter Tatsachen. Zivilisation an Stelle von Kultur ist der äußere Mechanismus, der Intellekt, an Stelle des inneren Organismus.“

II.

Bewundernd stehen wir vor den erstaunlichen Kulturschöpfungen der alten asiatischen Völker, die wir etwa vom Jahre 3000 an kennen. Um die Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts beginnen diese Völkerschaften in Todesschlaf zu sinken, von dem sie heute noch nicht völlig erwacht sind. Die Reiche der Ägypter, Assyrer, Phönizier, Lydier und Juden fallen hintereinander an den Perser Kyros. Hundert Jahre später geht auch seine Schöpfung in Stücke. Gleichzeitig etwa hört mit dem Tode des Perikles (429) Griechenland auf, Kulturmacht zu sein: übernimmt doch der Gerbermeister Kleon, den Aristophanes in seinen 424 aufgeführten „Rittern“ als Blutwursthändler lächerlich gemacht, die Leitung der Staatsgeschäfte zu Athen. Damit war Raum geschaffen für den typischen Dekadenten Sokrates, der die Tugend als lehrbar erklärte, für den Dichter der Alltagsgefühle: Euripides, dem das Große nur noch sporadisch gelang. Er war es, der die erhabene Heroenwelt, die wahre Vergötterung der Kultur, in den Staub hinunterzog. Das zerzauste Erbe trat dann Rom an, das die Erhalterin der alten Kulturen war, selber aber keine bodenständigen Kulturschöpfungen mehr ans Licht trieb, da all sein Blut von der Idee des Staates aufgesaugt wurde. So führt denn auch Rom gegen das hohe Kulturvolk der Etrusker seit 510 v. Chr. einen mehr als 200jährigen, hartnäckigen Vernichtungskampf. Durch die Völkerwanderung zersplittert auch das Werk Roms. Erst mit Theodorich zeigen sich wieder in Ravenna erste Spuren kulturellen Lebens, herübergeholt aus Byzanz. Nachdem dann Karl der Große wieder die Grundlagen eines staatlichen Lebens geschaffen, das sich 1184 zur höchsten Macht erhob, da konnte, seit Otto dem Großen, eine neue Kulturblüte ans Licht treiben, die ihren wunderbaren Ausdruck in den Klosterschulen, dem romanischen Baustile, im Minnesang und dem höfischen Epos fand. Doch schon mit Friedrich II., dem leidenschaftlichen Sizilianer, beginnt wieder der Abstieg: er ist mit seinen Handelsmonopolen und Steuern der Schöpfer des modernen entpersönlichten Gewaltstaates, der den Bürger immer mehr zur Drahtpuppe entgeistigte. Die Antwort an diesen Hohenstaufen waren die Städtebünde, der Aufstieg des Bürgertums. Noch gesund, kann dies handwerklich gestützte Bürgerwesen noch die Gotik, freilich schon verwirrt und kalt, entwickeln, sodaß sich die nach innen gefehrten höchsten Menschen, die damaligen Mystiker, absondern müssen. Nach dem Humanismus, der mit der Volksseele auch keinen Zusammenhang mehr hatte, tritt jene trostlose Blutleere im deutschen Wesen ein, die erst mit Klopstock zu weichen begann. In den Klassikern und Romantikern, den großen Musikern, Philosophen, Gelehrten und den Baumeistern des Barock ersteigt der deutsche Genius noch einmal eine Höhenstufe, um nachher jählings zusammenzustürzen. Warum? Dieser „deutsche Idealismus“ stand völlig allein in der Luft: die paar Großen verstanden sich, aber das Volk wußte wenig von ihnen. Seit etwa 1815 tritt etwas neues in Erscheinung, das alle höheren

Regungen immer rücksichtsloser verdrängt: der einseitige Erwerbssinn, die Zivilisation!

Schon Jakob Burckhardt fragte besorgt: „Die geistige Produktion hat alle Mühe, um nicht zu einem bloßen Zweige großstädtischen Erwerbes hinabzusenken, nicht von Reklame, von der allgemeinen Unruhe mitgerissen zu werden. Welche Schichten werden fortan die Träger der Bildung sein? Welche werden die Forscher, Künstler und Dichter liefern? Oder soll gar Alles zum bloßen business werden — wie in Amerika?“

Wem täte es nicht im innersten Herzen weh, wenn er sehen muß, daß dieser grauenvolle Amerikanismus, verkörpert im Auto- und Radiowesen, heute Meister geworden. . .

III.

Wir wissen alle, daß es nur zwei Arten von Menschen gibt: Massenmenschen, die nur auf die Forderungen des Alltags eingestellt sind, und die verschwindende Minderheit jener, denen das Höhere am Herzen liegt. Die ersten sind die Starren, die letzteren die Beweglichen. Diesen weltbewegenden Dualismus hat schon Schiller gekannt und ihn in seiner formvollendeten Abhandlung: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ zur Grundlage seines Gedankengebäudes gemacht. Er unterscheidet da einmal Menschen mit dem Stofftrieb, ausgehend vom physischen, sinnlichen Dasein, der sie in die Schranken der Zeit setze und zu Materie mache. Dem gegenüber gebe es Menschen mit dem Formtriebe, vom absoluten, freien Dasein herkommend, der ihn bei allem Wechsel der Person in die Freiheit setze. „Über diese Triebe wachen und einem jeden seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die also beiden gleiche Gerechtigkeit schuldig ist. Ihr Geschäft ist also doppelt: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren, die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicherzustellen.“ Dann werde der Kulturmensch der reifsten Form bestrebt sein, dem Stofftrieb „möglichst viel Welt“, dem Formtrieb aber „möglichst viel Freiheit“ zuzuführen, damit zur höchsten Fülle von Dasein die höchste Selbständigkeit treten könne. In Bewegung gesetzt würden beide Kräfte durch den Spieltrieb, und nur da sei der Mensch wahrhaft vollkommen, wo er spiele, d. h. seinen Ideen Leben und den Empfindungen Gestalt gäbe.

Auf dem Widerspiel zwischen diesen beiden Kräften beruht nun das gesamte Dasein. Wo sie also noch ungehemmt walten und zwischen dem Leben der Menschen und der Natur noch ein inniger Zusammenhang besteht, kann sich allein Kultur entwickeln. Darum sind die Schaffenden vom Glauben an das Dämonische getragen, das in ihr Dasein hineinragt und sie zu Werkzeugen einer höheren Kraft erhebt. Sie fühlen sich nicht als vom Ganzen losgelöste Künstler: sie schaffen aus Urtrieb. Wunderbar ist dies gezeigt in einem Abschnitt bei dem, um 350 v. Chr. lebenden chinesischen Denker Dschuang= Dsi: ein Holzschneider schnitzte einen Glockenständer, den alle Welt als ein Wunder-

werk pries. Man hat ihn, das Geheimnis seiner Kunst zu erklären und da sagte er: „Ich bin ein Handwerker und kenne keine Geheimnisse. Und doch kommt es auf Eines an. Als ich daran ging, den Ständer zu schnitzen, hütete ich mich, meine Lebenskraft zu vergeuden. So fastete ich, um mein Herz zur Ruhe zu bringen. Als ich gefastet hatte, da dachte ich nicht mehr an Lob oder Tadel, da hatte ich Leib und Glieder vergessen. Dadurch ward ich gesammelt und gegen die Außenwelt gesetzt. Nun ging ich in den Wald und sah mir die Bäume auf ihren Wuchs an. Als mir der rechte Baum ins Auge fiel, stand der Ständer fertig vor mir. Weil ich so meine Natur mit der Natur des Materiales zusammenfließen ließ, halten ihn die Leute für ein göttliches Werk.“

Die Großen in den Zeiten der Kultur sehen also, daß alles Eins ist und die irdischen Dinge mit den göttlichen geheimnisvoll zusammenhängen. Sie besitzen also noch die Gabe der Intuition. Sie war auch das königliche Besitztum Heraklits (um 500 v. Chr.), die ihm auch die wahrhaft göttliche Erkenntnis brachte, daß die Dinge, in Raum und Zeit gestellt, nur ein relatives Dasein haben. „Das Werden schaue ich! Und was sehe ich? Gesetze, unfehlbare Sicherheiten, die ganze Welt als das Schauspiel der waltenden Gerechtigkeit und dämonisch allgegenwärtiger, ihrem Dienste ergebener Naturkräfte.“

Wie im Naturgeschehen schwächere Kräfte stärkeren untergeordnet werden, so auch im Leben der Menschen im Zustande der Kultur. Sie leben dann in Rangordnungen: die zum Herrschen geborenen stehen an der Spitze, die zum Dienen bestimmten sind die Basis. Wer nicht befehlen kann, ist zum Dienen da! Der lebendige Organismus des Kulturlebens bedingt aber, daß von den oberen Schichten stets neue Impulse zu den unteren hinabsteigen, während Fähige emporsteigen können. Keiner unter den alten Weisen hat diese Erscheinung wahren Kulturlebens so stark betont wie der Chinese Kung = Dsi (550 v. Chr.). Er sagt einmal in seinen Gesprächen: „Sich zum Volke herablassen, mit Würde: dadurch bekommt es Ehrfurcht; Menschenliebe zeigen: dadurch wird es treu; die Guten erhöhen, die Unfähigen aufklären: dadurch wird es erhöht.“ Dennoch dürfe man den kleinen Mann nicht zu Großem, nur zu dem ihm Angemessenen verwenden. Keinliche Scheidung der Stände und Pflichten ist demnach für Konfuzius die Grundbedingung des Kulturlebens: „Der Fürst sei Fürst, der Diener sei Diener.“

Diese Rangordnung hatte nun wiederum etwas Natürliches zur Folge: die Spannung, das Leben in Gegensätzen. Im Altertum bestand diese Spannung im Kampfe zwischen Herrschertum und Priestertum, die in den Römerzügen der deutschen Kaiser, die um 1250 aufhörten, ihren Ausdruck fand. Diese Spannung ist die Verkörperung des Ideales der Persönlichkeit: sich mit Gut und Blut für einen Gedanken einsetzen, ihn durchkämpfen oder untergehen. Das war das Ziel Alexanders, Hannibals, Cäsars, auch noch eines Michael Kohlhaas. Das ist eben jene dionysische Welt des ewigen Schaffens und Zerstörens, die

uns noch in einem letzten Ausläufer im mittelalterlichen „Faustrecht“ entgegentritt, für das wir Modernen, die wir längst nach möglichster Sicherheit zu streben gewohnt sind, kein Verständnis mehr haben. Aber noch Goethe wußte, daß nur der Kampf der Gegensätze zur Entwicklung führt: „Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal.“ Und so sind denn die Epochen der strahlenden Kultur stets auch die Zeiten, in denen die finstern Kräfte wirken: Sklaventum, Magie, Aberglaube, Astrologie, Wahrsagerei, Folter; denn diese sind für die Damaligen genau so wahr, wie für die Heutigen die Wissenschaft.*) Gibt es unter den gewaltigen Königen der Babylonier oder Assyrer auch nur einen, der nicht grimmige Kriege geführt hätte? War nicht noch die Renaissance das letzte große Zeitalter der Extreme? „Gewaltsame Gegensätze, Blut und Farbenpracht, Verehrung des Plötzlichen, Geheimnisvollen, Schrecklichen, überall das verschwenderische Überströmen der Füllhörner der Natur“: darin hat ja auch Nietzsche die Merkmale der Kultur gesehen. Höchstes Menschentum kann sich eben nur da entfalten, wo der Staat nicht Ziel, wie heute, sondern nur Form des gesellschaftlichen Lebensdranges ist, was in den alten Zeiten noch möglich, da die Menschen sich noch als Glieder eines Ganzen fühlten, und das Gemeinwohl als einzigen Zweck erstrebten.

So unangenehm diese Wahrheit ist, so merke man sich: die Kultur ist nur die Frucht der wertschaffenden Herrsmoral, die Sklaven oder Leibeigene braucht. Sie schafft wie die Natur, aus dem Gefühle des Reichtums und der Kraft heraus und schreitet unbekümmert über den Einzelnen hinweg, weil es diesen im modernen Sinne noch nicht gibt. Das Individuum ist noch unbewußtes Mittel zum Zweck. Es herrschen die reinen Typen: jeder steht an seinem richtigen Platze und schafft, im Kleinen wie im Großen, was ihm vergönnt, weil nur in Zeiten der Kultur der Mensch noch werden kann, was er seinem Wesen nach wirklich ist. Die Kreise der Familie, der Sippschaft, der Gilde und des Staates liegen reibungslos, konzentrisch ineinander. Kultur bedeutet damit auch Verkörperung der wahren Freiheit, welche Unterordnung unter das Höhere, also dessen Verehrung bedeutet, was nur einem gegeben, wenn er das Höhere in sich selber fühlt. Dies hindert aber nicht, daß nur ein leidenschaftlich durchpulstes Volksleben der echte Nährboden für Kulturen ist: weil der Kulturmensch haßt und liebt, vernichtet und schafft er. Er geht von der Phantasie aus, er hat nur Freude an der Sache, an seinem Werk. So wird Kraft entwickelt und Stoff verzehrt. Kultur ist demnach Entwicklung, ist „Stirb und Werde“.

IV.

Kultur kann nur dann bestehen, wenn das gesamte Leben eines Volkes einen lebendigen Organismus darstellt. Das ist der Fall, wenn

*) So war Leonardo da Vinci ein überzeugter Astrologe und als Nekromant gefürchtet.

ein Auf- und Absteigen der wertvollen Menschen im Staatsleben stattfindet, der Tüchtige also freie Bahn hat, daß er aus eigener Kraft zur Wirkung gelangt, weil an der Spitze die wirklich höchsten Menschen stehen. So sagte schon Konfuzius: „Wenn der Staat in Ordnung ist, so gehen Kunst und Kultur und Kriege vom Himmelssohne aus.“ Nun will es eben die menschliche Gebrechlichkeit, daß nie genug wahre Führernaturen da sind. Entartete drängen sich heran, die ihr Eigenwohl dem Gesamtwohl voranstellen: Bereicherung, Gier und willkürliche Gewalt treten an die Stelle der verantwortlichen Macht, die sich immer persönlich einsetzt und das höchste darstellt, was dem Menschen vergönnt. Diese Naturen sondern sich ab, trachten nur noch nach Selbsterhaltung und erklären dann die Güter, deren sie gar nicht würdig sind, weil sie sie nur zu eigennützigen, lächerlichen Zwecken zu brauchen vermögen, als „unumstößliche Grundlage des Staates“. Zwar der Reichtum muß sein und ist nur dort ein Unsinn, wo er — wie heute freilich — zu einem bequemen Leben führt, ohne Gegenätze, ohne Kampf. Der Zusammenhang des führenden Standes mit den nach oben blickenden Klassen ist nun zerrissen. Auf sich selbst angewiesen, geht jener Glaube an das Dämonische, an die Rangordnung allmählich verloren, weil die Oberen nicht mehr die Überlegenen sind und verächtlich werden. „Es gibt kein härteres Unglück in allem Menschenschicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer,“ hören wir auch Zarathustra rufen. In Nachahmung der Vorbilder schließen sich die unteren Stände ebenfalls ab, halten sich bald für die alleinproduktiven Stände, wie die Kaufleute im Merkantilismus, die Bauern im Physiokratismus, die Arbeiter im Kapitalismus. Das gegenseitige Ineinanderarbeiten hört auf und der „Klassenkampf“ ist die notwendige Folge. Das ist der Übergang der Kultur in die Zivilisation.

V.

Der Glaube an das Dämonische, das Schaffen aus dem Unbewußten heraus wird so verdrängt durch die Herrschaft des Bewußten, des Verstandes. Seit Galilei das Experiment in die Wissenschaft einführte und den Menschen von der Natur losriß durch etwas Totmechanisches — weswegen denn auch Goethe das Experiment verurteilte —, seitdem dann Lord Bacon, der kälteste Mensch und typische „Intellektuelle“, um 1600 etwa die Herrschaft der Sterblichen über die Natur verkündete, bewegen wir uns bewußt auf dem Wege der Zivilisation, deren oberstes Ziel nur die platte Bequemlichkeit ist. Bewußt geworden, war die Kultur notwendig dem Untergange geweiht; denn die Kraft, die einst in ihrem inneren Dienste stand, wandte sich nun mit gleicher Hefigkeit dem neuen Ideale zu: dem unersättlichen Stofftrieb, der möglichst viel Welt an sich reißt. Während man einst Handwerk und alle Künste zur höchsten Spitze trieb, da sie zerbröckeln mußten, so eilen wir in wahrhaft taumelndem Tempo dem Höhepunkte in Wissenschaft und Technik zu, wo auch sie notwendig an sich selber zerfallen

müssen. Beschleunigt wird dieser Vorgang durch die nur der Zivilisation eigentümliche, so gerühmte Arbeitsteilung, von der schon Nietzsche mit Recht sagte, daß sie uns mechanisiere, also das Grabschaufle. Wir gehören also einer Zeit an, deren Lebenselement gerade an den Mitteln zum Leben zu Grunde gehen wird: von wahren Leben ist nicht mehr die Spur, weil der Verstand, der uns völlig tyrannisiert, beziehungslos macht. Diese beziehungslose Arbeitsteilung schafft denn auch das Kennzeichen der Zivilisation: das Spezialistentum, vermöge dessen einer heute nur noch eine Wissenschaft, und bald ja auch diese eine nicht mehr zu beherrschen fähig ist. Wir sind von einem wahren Mangel der Arbeit, einer tollen Produktionswut befallen, die den Stoff ins Unermeßliche vermehrt, der uns schon bössartig zu bedrängen begonnen hat. Welch entmenschetes Räderwerk rings um uns, das dem Leben des Fabrikarbeiters, des Bureauangestellten, des Beamten, des Lehrers, des Industriellen gar keinen individuellen Wert mehr einräumt, sondern nur noch einen Wert, soweit der moderne Mensch eine wirtschaftlich ins Geld umsetzbare Arbeit leistet! Im Dienste des Geldes steht denn auch unsere Kunst und Wissenschaft: das ist die Herrschaft des hochheiligen Gottes der fünf Prozente. . . So ging das Ideal der Persönlichkeit verloren an jenes der Entpersönlichung, dem innersten Merkmale der Zivilisation.

Seit die Führung in die falschen Hände kam und Reichtum nur noch beim Kaufmann und Industriellen ist, welche beide die Feinde der Kultur verkörpern, weil sie ihre Mittel ja nur zur sinnlosen Vergrößerung des Güterhungers, den sie schönrednerisch „Steigerung des Umsatzes und der Produktion“ nennen, verwenden, zeigte sich sofort das Grundübel der Zivilisation: das Fehlen der Auftraggeber. Was tut der heutige Staat für die echten Künstler? Man bedenke doch, daß ja gerade die großen Bauherren auf den Thronen der morgenländischen*) und europäischen Dynastien, daß die Päpste der Renaissance, daß in China die Kaiser, Prinzen, Minister, Feldherren, Philosophen und Priester die Schöpfer der Kultur gewesen sind. Die Kultur setzt eben den Fähigen an die hohe Stelle, wie schon Konfuzius von dem Minister Gü Be Yü erzählt, daß er im Amte war, solange das Land in Ordnung gewesen, er aber sein Wissen „im Busen verbergen mußte“, als Unordnung aufkam. Indem die Zivilisation nur nach dem Nutzen strebt, nach Bequemlichkeit und Luxus, also auch Gleichgewicht, so werden alle Kulturschöpfer, die nach Gegensätzen und Spannungen streben, als störende Fremdkörper ausgeschieden und zum Feiern, ja Verhungern gezwungen. An ihren Platz tritt der Streber und Günstling. Das künstlerische Handwerk geht unter durch den von den plumpen Naturen geschaffenen Arbeitstaumel, die Kunst geht nur noch nach Brot und wirft

*) „Da vereinigte man die Arbeiter in den Palästen und ließ sie schaffen, ohne daß eine Frage des kaufmännischen Gewinnes oder der Ersparnisse an Stoff oder Arbeit die Qualität des Ergebnisses beeinträchtigte,“ liest man in der vom österreichischen Handelsmuseum herausgegebenen Schrift: „Teppichherzeugung im Orient“ (Wien, 1895).

sich, einige extreme Richtungen abgerechnet, dem Geschmack der Unfreien in die Arme. So kommt es denn, daß jene jammervollen Bauten entstehen konnten, die wir als „Bundesstil“ u. s. w. kennen. Denn jene, welche heute die Macht und die Mittel in Händen haben, sind von dem ehrlichen Wahne befangen, weil sie diese hätten, besäßen sie auch — Geschmack. Aber Geschmack ist nur eine Blüte der Kultur, in der Zivilisation herrscht stets die Geschmacklosigkeit.

VI.

Wir sind heute weit schlimmer daran, als es Goethe empfand, wenn er zu Eckermann sagte: „Es geht uns Europäern herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne rechte Natur, unser geselliger Verkehr ohne Liebe. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, wahr zu sein, sodaß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung einen recht bösen Stand hat.“ Dies Chaos ist nur die Folge des Übergleitens der Kultur in die bloße Zivilisation. Die verhängnisvollen Folgen zeigten sich etwa nach Goethes Tode: in der langsam sich aufrichtenden Herrschaft der einsichtslosen Masse, was freilich ein natürlicher Vorgang war. Sobald nämlich der obere Stand sich als der Führerschaft nicht mehr fähig erwies, Reichtum und Macht in die Hände der Unwürdigen glitten, nur noch Mittel zu eigensüchtigen, sich selbst berauschenden Zwecken darstellten, schwand das ehrfürchtige Gefühl des Abstandes und Unterschiedes: die Masse hatte die Überzeugung, dem führenden Stande in nichts mehr nachzustehen als den äußerlichen Mitteln, und wollte es den Reichen und Mächtigen gleichtun. So entstand von selber im 17. Jahrhundert der Gedanke der Volkssouveränität als Beweis dafür, daß eine gefährliche Abstraktion sich an die Stelle organischen Lebens gesetzt hatte. Als dann im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts durch die Lehre Adam Smiths auf einmal der Lohn als so wichtig wie das Kapital erschien, die Arbeitsteilung als die Hauptursache des Wohlstandes erklärt, und durch das Wirken der freien Konkurrenz der Idealzustand einer sozialen Harmonie in Aussicht gestellt wurde, war der Boden gedüngt für weitere zivilisatorische Früchte: die Maschine und die durch sie beschleunigte Arbeiterfrage. Heute glaubt keiner mehr an die Notwendigkeit hochpersönlicher Führung; darum kann man sagen, ist das Ideal des Mannes mit der schwierigen Faust obenauf gekommen und sitzen denn getrost Handlanger neben den Ungehörigen der höheren Stände in unseren Ratstuben, weil diese ja innerlich auch nicht mehr sind als jene. Noch ein Jahrhundert, und die damaligen Menschen werden im Zustande der Maschinen-Barbarei leben, wo alle Gegensätze, die Impulse zur Entwicklung, aufgehoben sein werden. Schon heute vertragen die Menschen Gegenwirkungen in Taten, sogar Meinungen nicht mehr: es ist ihnen nur wohl in Gesellschaft ihrer kleinlichen Gefühle. Das ist der Vorgesmack des „Zukunftsstaates“.

Das Wirken und Weben der den Verstand einschließenden Phantasie, welche das Wesen der Kultur ausmacht, ist tot: der hochmütige Verstand hat sich allein an ihre Stelle gesetzt mit der Wissenschaft und Technik, welche mit der übersehten Wichtigkeit, die wir ihnen längst eingeräumt haben, eifrig daran sind, die Herrschaft der Masse aufzurichten zu helfen. Wissenschaft und Technik, einst mit Recht verehrte, geheimnisvolle königliche Kräfte, sind zu verkappten Dienern der Masseninstinkte und des falsch arbeitenden Geldes herabgesunken. Sie haben keine kulturelle Richtungslinie mehr: sie arbeiten überwiegend nur noch für alltägliche Zwecke, sind demnach auf dem Wege, proletarisch zu werden. In der Medizin tritt dies am deutlichsten ans Licht. Durch die Bekämpfung und Verhütung von Krankheiten hat man allerdings dem Individuum geholfen. Das war wohl notwendig, weil das Wohl des Menschen, als er sich als Einzelwesen zu fühlen begann, die wichtigste Sorge wurde, die es nicht gab, als er noch unbewußtes Gemeinglied der Gesellschaft war. Was aber der Einzelne dadurch gewann, verlor die Gesamtheit: der natürliche Reinigungsprozeß wurde unterbunden und die Krankheitsstoffe häuften sich so, daß wir heute füglich von Verzärtelung und Dekadenz reden dürfen. Große Taten, wie das Heldentum der Völker im Weltkriege, sind nur noch als Frucht der Verhexung und des Fanatismus erklärbar. Gebrechliches und hoffnungslos Krankes zu erhalten gilt uns Modernen als soziale Pflicht, als unsere einzige Religion, deren wir uns nicht schämen! Wir alle wollen heute eben leben, leben um jeden Preis; und sich opfern, sein Leben hinwerfen für eine große Idee, erscheint uns sinnlos. Trotz aller Fortschritte sind wir eben — kleiner geworden! Wie recht hat doch Zarathustra mit seinem Ausrufe: „Was von Anechtsart stammt: das will Herr werden alles Menschen-Schicksals. Das fragt und fragt und wird nicht müde: wie erhält sich der Mensch am besten, am längsten, am angenehmsten? Damit sind sie die Herren von heute.“

Zum Wesen der Zivilisation gehört also auch die Todesfurcht. Wer den Zweck des Daseins nur darin sehen kann, den Existenzkampf durchzufechten und möglichst viel Genüsse sich zu ergattern, was doch bei der überwiegenden Großzahl der Lebenden der Fall, der muß sich notwendig vor dem Tode fürchten, der eben der Vernichter aller jener Außerlichkeiten ist. Daß sie nach dem Ableben der Welt als intellegibles Wesen, als reine Kraft in noch höherem Grade angehören müssen: zu diesem einfachen, logischen und natürlichen Glauben des die Zusammenhänge fühlenden Kulturmenschen hat der Mensch der Zivilisation die Größe nicht mehr.*) Ach: heute sind alle so kleinmütig geworden, so eintagsfliegenhaft! Und dabei wäre es ein leichtes für die Besseren, sich etwa an Goethes Gesprächen mit Eckermann oder an Schopenh-

*) Dafür treffen wir ihn auf zwei Nebengeleisen, die zu befahren allerdings der von der wissenschaftlichen Erkenntnis beherrschten Neuzeit vorbehalten war: bei der Frage, ob man Greise verjüngen, ja: ob man den Tod nicht als abgeschafft betrachten könne. Die Vermessenheit der Wissenschaftler ist da wahrhaftig nicht höher als die Tollheit der „Bibelforscher“...

h a u e r s klarer Abhandlung über den Tod, den Weg zu jenem Mindestmaß von Erkenntnis zu finden, das der heutige Mensch durch das Denken sich aneignen muß, während es dem Kulturmenschen gefühlsmäßig innewohnte. Wo sind aber unter den heutigen „führenden“ Männern jene, die im reifen Alter zu unseren Großen zurückkehren, deren Werke sie ja in der Schule endgültig „gehabt“ haben? Es mangelt ihren fahlen Seelen der Schwung, die Begeisterung. Sie sind ja nicht mehr aus innerem Wert zu Amt und Würden gekommen, sie wurden nicht mehr berufen, sondern nur vorgehoben! Darum gilt von ihnen der wahre Ausspruch aus dem Munde des größten Weisen Chinas: „Wer über dem Durchschnitt steht, dem kann man die höchsten Dinge sagen. Wer unter dem Durchschnitt steht, dem kann man die höchsten Dinge — nicht sagen.“

VII.

Dieser Übergang der Kultur in Zivilisation ist es nun, was man etwa als die „Tragik der Kultur“ bezeichnet. Doch ist da nicht einzusehen, daß es etwas Tragisches sein soll, wenn die Menschheit nicht immer im Kulturzustand leben kann. Denn das Gesetz alles Lebens ist doch der Wechsel. Ferner ist alles irdische Geschehen der Ausfluß der Leidenschaften des Menschen, der trüben und hellen. Der Mensch vermag aus allen Kräften nur das zu machen, was er selber ist. Darum müssen selbst die höchsten Offenbarungen zusammensinken, wenn sie sich auf dem irdischen Plane zeigen, da sie beim Durchgang durch das Sieb der Leidenschaften herabgezerrt werden. So entstanden einst die Fanatiker des Glaubens und die Mystiker, so entstanden heute der Stubengelehrte, der Journalist, der Ästhet und der Literat. Sie alle sind Menschen, die dem blutdurchströmten Leben, dem höchsten der irdischen Güter, abgestorben sind. Sie singen denn auch entzückt das Loblied der Zivilisation.

Nur Wenige kommen zur letzten Klarheit. Für diese allein bedeutet aber dieser Umschlag der Kultur zur Zivilisation des Lebens bitterster Trank. In ihrem gewaltigen Lebensdrang und Schaffenstrieb stehen sie, inmitten des allgemeinen Chaos, trostlos allein. Sie bleiben ungemünzt! Das frißt an ihrem Mark. Schon Meister K u n g litt unter diesem Joch des Genies: „Wenn nur jemand wäre, der mich verwendete! Nach Verlauf von drei Jahren wäre alles in Ordnung!“ (G o e t h e *) schleppte an derselben Last, und so sagte er einmal zu Eckermann: „Wir führen doch im Grunde ein isoliertes, armseliges Leben! Aus dem Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen.“ Auch der letzte Große, der uns noch etwas zu sagen hatte, N i e t s c h e, läßt Zarathustra, den Gottlosen,

*) Es scheint uns irrig, für den Untergang der klassischen Kultur die Philosophie verantwortlich zu machen, weil sie aufgehört habe, „Weltanschauung zu schaffen“, wie S c h w e i g e r meint. Die Philosophie ist ja eine der Blüten der Kultur (die wohl auf sie wieder zurückwirkt), nie aber die Basis, die ja allein eine Kultur unterhöhlen kann. Kulturen zerfallen dann, wenn der Zusammenhang zwischen den Volksklassen aufhört; dies ist aber ein rein soziologischer Vorgang. Erst wenn er weit genug fortgeschritten ist, zeigt er sich in der Philosophie. Man verwechsle doch den Anfang und das Ende hier nicht!

schmerzzerrissen ausrufen: „Doch was rede ich, wo niemand meine Ohren hat! Es ist hier noch eine Stunde zu früh für mich!“

Zu wähen, den Zug der heutigen Menschheit lenken oder gar aufhalten zu können, wäre Narrheit. Unabwendbar rennt sie immer hastiger, immer toller dem Abgrunde, der Auflösung entgegen. Wer dies einzieht, der schaut ergriffen, aber nicht trostlos, das großartigste Schauspiel, das sich jemals auf Erden abspielte, gewaltiger als selbst der Weltkrieg. Denn diesen mußten die Menschen schlagen, während sie dies Drama aus freiem Willen spielen. Aber dies ist gerade das Große unserer Zeit: die ungeheure Wucht der materiellen Bewegung. Die Zivilisation, deren typische Träger: Techniker, Großkaufleute, Erfinder und Geldmagnaten in ihrer Art ebenso „groß“ sind, wie die Heroen der Kultur, ist stets ein Zerrinnen des Daseinstriebes zur Formlosigkeit, ein Umsichgreifen in die Breite. Der Kultur ist diese äußerliche Wucht versagt: sie bedeutet eben Sammlung des Daseinstriebes zur höchsten Form, ein Dringen in die Tiefe.

Kultur und Zivilisation ist der naturgewollte Wechsel auch zwischen den zwei Menschentypen, die es gibt: zwischen den Menschen der Tiefe, die sich entwickeln, und den Menschen der Breite, die sich ausdehnen wollen, also der Wechsel zwischen den innerlich Beweglichen und den innerlich Starren. In der Kultur überwiegen die ersteren, in der Zivilisation die letzteren. Wie nun ein Acker oder ein Baum nicht ununterbrochen Früchte tragen kann, sondern auch kahl und brach bleiben muß: so ist es auch mit der Menschheit. In der Zivilisation ruht sie sich aus von der Erschöpfung durch die Kultur: da sammelt sie unsichtbar neue Kraft. Die Zeiten der Zivilisation sind demnach so wichtig, wie jene der Kultur; beide Begriffe sind unvereinbare Gegensätze, die notwendig einander in der Geschichte der Menschheit ablösen. Immer müssen eben die Menschen einen Bau, den sie aufgetürmt, wieder abtragen, wie Sisyphus seinen Marmorblock ewig bergaufrollen muß. Ist dann die Auflösung bis zum höchsten Grade gediehen und die Not am größten, stehen schon neue Schöplinge da, in denen die ewige Daseinslust, jugendfrisch, wieder schäumend emporrauscht. Darum muß denn auch aus unserer Zeit, wo die Zersetzung ins Ungemessene, wie nie vorher, steigt, einst auch die großartigste Kultur wieder sich emporrecken. Aus der gewaltigsten Wunde wächst das erhabenste Heil.

Weg darum mit der lendenlahmen Resignation, wie sie Spengler lehrt! Die Minderheit der heutigen Tiefenmenschen ist ja gar nicht dazu da, das Rad des Geschehens aufzuhalten! Ihre Aufgabe besteht darin, sich kräftig zu erhalten, sich zu behaupten, sich nicht auch zersetzen, von dem tollen Rennen zum Abgrunde nicht mitreißen zu lassen! Für sie gibt es nur eins: als ruhige Jährmänner lächelnd durch die Brandung zu steuern und viel eitles Gepäck über Bord zu werfen. Darum gilt für sie: möglichst wenig Masse, also möglichst wenig Staat! Dann helfen sie mit, den Boden zu düngen für eine neue Kulturblüte, und ihr Leben hat dann, mitten unter der Sinnlosigkeit

der Anderen, einen wahren Gehalt, auch wenn dies im kurzlebigen Geschrei des Alltags — nicht beachtet wird!

Zu Johann Peter Hebels Gedächtnis.

(Gestorben den 22. September 1826.)

Von Otto v. Greyerz.

Hundert Jahre sind seit des Dichters Tod dahingegangen — und nichts haben seine Werke, die in einem einzigen Bande Platz finden könnten, von ihrem Werte eingebüßt. Als Hebel dichtete und schrieb, neigte sich die Sonne der Klassik zum Untergang und stieg der Mond der Romantik am jenseitigen Himmelsrande auf. — Seine Poesie war weder Klassik noch Romantik, sie stand außerhalb aller Schulen und Überlieferungen; aber daß es echte Poesie ist, eine Schöpfung eigenen Rechts, die keinen Nachweis der Zugehörigkeit braucht, um ihr Dasein zu rechtfertigen, das empfinden wir heute noch wie es die Zeitgenossen empfanden. Die Romantik kam und ging, andere „Schulen“ kamen und gingen, immer weiter weg von den Idealen jener unwiederbringlichen Zeit, Form und Inhalt jeder neuen Geistes- und Geschmacksrichtung angepaßt und jedem neuen Geschlecht sich mit dem Anspruch höherer, wenn nicht alleiniger Geltung aufdrängend — die „Alemannischen Gedichte“ und die „Erzählungen des Rheinischen Hausfreunds“ blieben, was sie waren. Sie kamen nicht aus der literarischen Mode, wie sie nie literarische Mode gewesen waren, sondern Geschöpfe einer ursprünglichen, in sich selbst gegründeten Dichterkraft. Ungeahnt und unvorbereitet blühte diese Poesie auf, nicht mit jener „historischen Notwendigkeit“, welche die Geschichtsschreiber der Literatur mit vieler Klugheit hintendrein nachzuweisen beflissen sind; sie war einfach eines Tages da — oder doch eines Jahres, denn die meisten seiner alemannischen Gedichte brachen von 1801 bis 1802 hervor, Kinder des Heimwehs nach dem Jugendland, dem Wiesental. Sie waren da, neu und vollkommen in ihrer Art, Form und Stoff und Gehalt aus einem Guß, notwendig von innen heraus, wahr und durchsichtig bis in die geheimen Gründe der Empfängnis, wo kein menschlicher Scharfsinn hinabdringt und Rätsel Rätsel bleibt.

Warum dieses Himmelsgeschenk gerade der alemannischen Erde zuteil wurde; ob hier der Boden empfänglicher und fruchtbarer war für solchen Samen oder ob er, hart und felsig von Natur, dieses himmlischen Samens besonders bedürftig war — genug, er fiel auf alemannischen Boden, nährte sich von den Säften und Kräften seiner Tiefe, wuchs auf zu einer Pflanze von bodenständiger Gestalt und Würze.

Alemannisch heißt diese Gestalt und Würze seit Hebels „Alemannischen Gedichten“ von 1803. Es gab schon vordem mundartliche Gedichte, in Nord- und Süd- und Mitteldeutschland, auch in der ale-